

Great Barrier Reef erstickt im Dreck

Umwelt Dem weltgrössten Korallenriff, dem Great Barrier Reef vor Australien, droht neues Unheil: Nach heftigen Unwettern im Nordosten des Kontinents fliessen jetzt grosse Mengen verdrecktes Wasser aus Flüssen ins Meer und somit auch in einen Teil des Riffs. In der braunen Brühe schwimmen nach Angaben von Wissenschaftlern Erde sowie Schutt, Gebäuderümpel und sonstige Abfälle. Auf Luftaufnahmen ist zu sehen, wie das Dreckwasser inzwischen mehr als 60 Kilometer weit in das Korallenriff reicht. Wissenschaftler der James Cook Universität im Bundesstaat Queensland warnen: «Korallen und Seegras brauchen Licht, um ihr Wachstum und ihre Gesundheit beizubehalten.»

An besonders stark betroffenen Stellen des 2300 Kilometer langen Riffs droht das Schmutzwasser nun Korallen zu erstickern. «Sollte es hier bleiben, würde es nicht lange dauern, bis einige Systeme absterben», so die Forscher. Das Great Barrier Reef leidet seit einigen Jahren schon massiv an Korallenbleichen, einem vermutlich temperaturbedingten Ausbleichen der Korallenstöcke. (sda)

Gauguin-Werk unter Hammer

Kunst Paul Gauguin hat das Bild 1881 gemalt, seitdem war es kaum öffentlich zu sehen: Nun kommt das Frühwerk «Le Jardin de Pissarro, Quai du Pothuis à Pontoise» unter den Hammer. Das Auktionshaus Sotheby's versteigert es am 29. März in Paris. Auf dem Bild ist das Landhaus von Camille Pissarro abgebildet und ein Sonnenschirm, unter dem ein Mann sitzt. Dabei soll es sich um Pissarro selber handeln.

Gauguin sah in dem Impressionisten seinen Meister, den er oft in dessen Haus unweit von Paris besuchte. Auf der Rückseite des Bildes befinden sich zwei Porträts von Gauguin. Laut Sotheby's könnten es die ersten Selbstbildnisse des Malers sein. Das Gemälde ist seit 1920 im Besitz ein und derselben Familien, wurde seitdem nur in der Bretagne ausgestellt und 1964 im Cleveland Museum of Art. Der Wert des Bildes wird zwischen 600 000 und 900 000 Euro geschätzt. (dpa)

Fortsetzung von Seite 13

feine Sensoren für soziale Gewalt und Ungleichheit – Toni Morrison, Elfriede Jelinek, Marguerite Duras, Émile Zola, Simone de Beauvoir. Darum haben sie grosse Werke geschaffen, auch in ästhetischer Hinsicht. Revolte und Ästhetik hängen zusammen. Die Wut ist ein ästhetisches Prinzip, um grosse, unvergessliche Bücher zu schreiben.

In Ihrem Buch kehren Sie zu Ihrer Kindheit zurück. Wie lange haben Sie Ihren Vater nicht gesehen?

Als ich mein erstes Buch fertig hatte, hatte ich meinen Vater fünf Jahre fast nicht mehr gesehen, das war ein Viertel meines Lebens. Ich war nach Paris gegangen und habe dort mein Leben als Homosexueller geführt und geschrieben und mein Vater war im Norden Frankreichs und stimmte für den Front National. Es war unmöglich, miteinander zu spre-

chen. Als ich meine beiden ersten Bücher publiziert hatte, rief mich mein Vater an. Das war eine unglaubliche Überraschung, weil mein Vater immer gesagt hatte, man müsse die Schwulen umbringen. Plötzlich sagte er zu mir, ich bin stolz auf dich.

Können Sie gut miteinander reden?

Wenn ich meinen Vater sehe, weiss ich, für meinen Vater verkörpere ich die dominante Klasse. Wenn wir in meiner Kindheit jemanden sahen, der Privilegien hatte, fühlten wir uns gedemütigt. Es gibt eine Art objektiver Demütigung, ich habe das selbst erfahren. Es ist der Ausgangspunkt meines Buches: Was passiert, wenn plötzlich ich diese Gewalt verkörpere? Wie also kann man gemeinsam etwas neu schaffen?

Schaffen Sie es, mit Ihrem Vater darüber zu sprechen?

Wir versuchen es. Mein Vater

hört mir zu. Und er, der sein ganzes Leben lang Front National gewählt hat, wählt jetzt die Linke. Er hat sich verändert. Trotzdem gibt es den sozialen Abstand – zusätzlich zum sexuellen Abstand, der seit meiner Geburt besteht, weil meine Familie sagte, sie möge keine Schwule.

Sie machen die Politik für das zerstörte Leben Ihres Vaters verantwortlich. Aber Sie selbst sind das beste Beispiel dafür, dass es doch gelingen kann, sich aus der sozialen Vorherbestimmung zu befreien.

Nein. Meine Homosexualität hat mich aus meinem Milieu katapultiert. Das war eine spezielle soziologische Konfiguration, das «soziale Urteil» und das «sexuelle Urteil» kamen zusammen. Ansonsten ist die soziale Reproduktion übermächtig. Es ist seltsam, vor allem im deutschsprachigen Raum wird mein Buch obsessiv politisch gelesen.

Wahnsinnige Opernfrauen

Begegnung Tatjana Gürbaca ist eine der bekanntesten Frauen in der Opernregie und in Zürich besonders oft anzutreffen. Gelegenheit, mit ihr über ihre Karriere und facettenreiche Frauenrollen in der Oper zu reden.

Rolf App

Am Ende unseres Gesprächs zieht Tatjana Gürbaca dann diese grosse, bunte Regenjacke an, nach deren Herkunft sie im Opernhaus Zürich schon mehrfach gefragt worden ist. Und die ihr auch im Gartencenter Nachfragen besichert hat, in der Art etwa: Wo denn die Gartenerde zu finden sei. Dass man sie für eine Gärtnerin hält, überrascht nicht, weil sie eine so bodenständige Person ist. Und es schlägt einen schönen Bogen zu jener Oper, die sie gerade für die Premiere vorbereitet: Wolfgang Amadeus Mozarts «La finta giardiniera» handelt von der Marchesa Violante, die sich als Gärtnerin Sandrina (dargestellt von Rosa Feola) verkleidet, um an ihr Ziel zu kommen: die Liebe des Grafen Belfiore (Mauro Peter), den sie partout nicht vergessen kann. Und sie ist bei weitem nicht die Einzige, die eine Maske trägt.

«Mozarts Stücke haben eine tiefe Wahrheit»

Wie Mozart geschickt zwischen Komödie und Tragödie balanciert, wie er im Kleinen, Intimen das Grosse spiegelt, das fasziniert die deutsche Regisseurin. «Seine Stücke haben eine tiefe Wahrheit», sagt sie, «sie haben sehr viel mit dem Leben zu tun.» Immer wieder hat sie Mozart inszeniert, unter anderem «Cosi fan tutte» in Luzern und in Zürich die «Zauberflöte». Seit sie 2001 ihre Karriere angefangen hat, arbeitet sie oft in Zürich; sie beschreibt das Opernhaus als einen «ganz wunderbaren Ort: Es gibt hier Menschen, die hochprofessionell und mit grosser Leidenschaft arbeiten – von den Werkstätten über den Chor bis zu den Sängern. Ich erkenne eine grosse Spielfreude, auch bei den Stars wie etwa Juan Diego Florez, mit dem ich vor zwei Jahren Massenets «Werther» gemacht habe».

Spiefreude: Das ist ein wichtiges Stichwort für Tatjana Gürbaca. Denn das Geheimnis der guten Regie liegt nicht nur darin, für ein möglicherweise schon recht altes Stück eine moderne Lesart zu finden. Sondern auch,



Tatjana Gürbaca: «Ich bin schon als Kind in die Oper gegangen.»

Bild: Martina Pipprich

Sängerinnen und Sänger dafür zu gewinnen. «Ich muss ihnen etwas geben, das ihre Fantasie anregt und ihre Emotionen weckt», sagt sie. «Sie brauchen klare Improvisationsanleitungen. Jeder muss wissen, wo komm ich her, wo will ich hin – auch inhaltlich.»

In die Oper, und zwar von Kindsbeinen an

Sich als Frau auf der Opernbühne durchzusetzen, das ist für Tatjana Gürbaca nie ein Problem gewesen, «vielleicht weil ich so erzogen worden bin von meinen El-

tern, nicht so viel darüber nachzudenken». Die Oper hat sich in ihrem Leben schon früh einen bedeutenden Platz errungen. «Ich bin schon als Kind in die Oper gegangen, zum Teil mit meinen Eltern, zum Teil mit einem Kindergartenfreund, der auch Opernregisseur geworden ist», erzählt sie. Sie hat Klavier gespielt, dann Cello, dann Kontrabass, hat getanzt und wollte Tänzerin werden, «wofür ich aber zu gross war». Der Musiklehrer am Gymnasium hat sie bei der Statisterie untergebracht und

ihre Absenzen bei seinen Kollegen damit entschuldigt, dass sie «einmal Opernregisseurin wird. Da wusste ich noch nicht einmal, was das ist».

Vollends abgezeichnet hat sich der Weg, als sie es schaffte, kurz nach der Wende in Ostberlin an der Hochschule Hanns Eisler unterzukommen. Assistenzen schlossen sich an, eine erste Regie in Graz gleich mit Puccinis mächtiger «Turandot». Da festigte sich auch ihre Liebe zum späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, zu Verdi, Wagner, Ri-

chard Strauss. Gern unterläuft sie in ihrer Regie da auch ein – vordergründig – problematisches Frauenbild, gegen das die Schriftstellerin Sibylle Berg im Magazin des Opernhauses schon lustvoll polemisiert hat unter dem Titel «Schluss mit dem Wahnsinn»: «Frauen lieben, opfern sich auf, sind vernunftbegabte Wesen. Ihr Wahnsinn ist das Höchste an Ekstase, das ihre Schöpfer, männlich, ihnen zugestehen.» So einseitig mag Tatjana Gürbaca die Dinge nicht sehen, auch wenn sie wahrnimmt, dass gerade in Opern des 19. Jahrhunderts Frauen das Feld beherrschen, die, zur Passivität verdammt, Konflikte in ihrem Innern austragen müssen. Aus drei Gründen: «Je genauer man auf die Figuren schaut, umso stärker muss man ihnen auch zugestehen, dass sie facettenreiche, dreidimensionale Charaktere sind. Und desto mehr wird man in ihnen entdecken – jenseits des Textes, den sie singen.» Zweitens: «Es gibt durchaus starke Persönlichkeiten. Denken Sie an die Wagner'schen Frauenfiguren. Oder auch an Verdis «Tosca.» Den Wahnsinn schliesslich, der auch in «La finta giardiniera» eine Szene beherrscht, sieht sie als Fluchtmöglichkeit und Gegenwelt.

«Die Oper darf nicht zum Museum werden»

In einem allerdings stimmt Tatjana Gürbaca Sibylle Berg bei: In der Forderung, immer wieder moderne Opern aufzuführen. «Ich mag neue Musik. Die Oper darf nicht zum Museum werden.» So ist es kein Zufall, dass wenige Wochen vor «La finta giardiniera» Györgi Ligetis 1978 uraufgeführte Oper «Le Grand Macabre» am Opernhaus Zürich Premiere gefeiert hat. Regie: Tatjana Gürbaca. Und, als Einspringerin für eine der zentralen weiblichen Rollen: auch Tatjana Gürbaca. Während eine eilends eingeflogene Sängerin die Partie sang, spielte Tatjana Gürbaca. Mit grosser Spielfreude. Wie sonst?

La finta giardiniera, morgen ist Premiere, Opernhaus Zürich

Alle Ihre Bücher sind autobiografisch. Warum?

Als Le Clézio den Literaturnobelpreis bekam, sprach er am Fernsehen darüber, wie er seine Figuren konstruiert. Ich dachte damals, wir sind arm, wir leiden wirklich: Warum redet er nicht von uns? Ich habe versucht, Fiktion zu schreiben, aber jedes Mal habe ich mich geschämt und gefragt: Wie wagst Du es, nicht von deiner Mutter zu sprechen? Niemand wird je eine Biografie über sie schreiben. Wenn ich es nicht tue, verschwindet ihre Existenz. Das finde ich ungerecht.

Das Autobiografische hat auch eine grosse Kraft.

Wenn das, was man geschrieben hat, gelebt wurde, zwingt es die Leute, sich stärker damit auseinanderzusetzen. In der Literatur gibt es heute eine Recherche der Erfahrung. Das ist etwas Radikales. Ich sage nicht, dass Literatur so sein muss. Aber diese Literatur hat grosses Potenzial.

Warum ist das heute so präsent?

Literatur wurde dazu benutzt, nicht zu sehen, was geschrieben war. Es hiess, was zählt, ist der Stil. Weltweit erleben wir mit dem Aufstieg der extremen Rechten eine brutale politische Bewegung. Die Schriftsteller reagieren mit neuen kreativen Formen darauf. Literatur war immer an einen präzisen Kontext gebunden.

Was macht das Literarische aus?

Der Körper sagt das. Man spürt, dass etwas Zusätzliches passiert. Man sieht, wie es das Publikum berührt. Aber die Literatur ändert sich ständig. In «Wer hat meinen Vater umgebracht» liess ich mich vom Rap inspirieren und ich rede von der aktuellen Politik. Der Rap in der Musik hat diese Kraft, über die Gegenwart zu sprechen, während die Literatur davor zurückschreckt. Wie wenn die Literatur vor Gott erscheinen würde und nicht vor der Gesellschaft.

Forschungserfolg in Immuntherapie

Medizin Im Kampf gegen Krebs haben Forscher unter Basler Führung einen genetischen Marker für die Resistenz gegen Immuntherapien gefunden. Damit könne man Krebspatienten identifizieren, bei denen Immuntherapien nicht wirkten, teilte das Universitätsspital Basel mit. Die Forschungsgruppe hat festgestellt, dass eine im Erbgut codierte Version eines Eiweisses bei einigen Patienten verhindert, dass die Therapie das Immunsystem gegen den Krebs aktivieren kann.

Dieses Eiweiss kommt auf der Oberfläche von Abwehrzellen vor. Jene Variante kann dazu führen, dass die Abwehrzellen bei einer Immuntherapie nicht gleich effizient arbeiten. Man könne Therapien aber auch gezielt verbessern, wenn es gelinge, passende Hemmstoffe zu entwickeln, hiess es. (sda)